PROLETARISCHES FEUILLETON

Muß man sterben? / Von Gerd Rieger

Von einer kleinen, tapferen Florentinerin mit schwarzem Bubenkopf und noch schwärzeren blitzenden Augen soll ich die deutschen Genossen grüßen und ihnen ein „Rot Front!" zurufen. Während wir uns die Hände zum Abschied drückten, glänzten ihre Augen und sie wiederholte eindringlich: „. . . und vergißt nicht, den deutschen Genossen zu sagen, daß wir auf sie blicken, ihre Arbeit verfolgen — und daß wir in stetem Kampf mit ihnen gemeinsam für die Revolution arbeiten . . ."

*

Einige Wochen vergingen seitdem. Sie brachten Notverordnungen für Deutschland und Jubelhymnen des „Vorwärts" für den fliegenden Abenteurer Lauro de Bosis, der über Rom antifaschistische Flugblätter abwarf.

Wir erkennen den Mut und die Opferbereitschaft dieses Mannes an, aber nicht seine Tat.

In seinem im „Vorwärts" veröffentlichten Testament schreibt er: „. . . Ich stehe auf dem Standpunkt, daß, damit der Faschismus stürze, es notwendig ist, daß etwa zwei Dutzend junger Leute ihr Leben opfern, um den Geist Italiens aufzurütteln . . . daß es nicht nötig ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen . . . Das ist ein Irrtum. Man muß sterben! . . ." Bosis hat sein Leben geopfert.

Gewiß muß man sterben, Signor Bosis, aber vorher muß man erst mal leben, kämpfen, systematisch, organisiert kämpfen. Und auf faschistischem Boden gegen den Faschismus zu kämpfen, ist nicht leichter als der Opfertod. Bosis behauptet, es gäbe in Italien keine Männer mehr, die ihr Leben im Kampf einsetzen. Da liegt der Irrtum. Hätte er nicht in der Emigration gelebt, so hätte er sehen müssen, daß tausende Männer, tausende Mädchen und Frauen bereit stehen. Hunderte sind gestorben. Tausende werden in Mussolinis langsam zu Tode gemartert, weil sie Italien entrüsteten. Ihr Leben, ihr Kampf steht unter dem Zeichen:

Partito Comunista d'Italia.

★

Der „Vorwärts" zeigte ein unschuldsvolles, rührendes Bildchen, wie faschistische Miliz triumphierend die abgeworfenen Flugblätter verhaftete. Sollte der „Vorwärts" nicht wissen, daß die Angelegenheit durchaus nicht so lächerlich und seine Karikatur eine verdammt blutige Ironie ist. Denn hunderte Arbeiter, die diese Zettel aufhoben, lasen, in die Tasche steckten, ohne vielleicht nunmehr den Inhalt gelesen zu haben, wurden verhaftet. Und durch italienische Gefängnisse geschleift zu werden, bedeutet für diese Gefangenen: „Man muß sterben." Sterben, wie es Bosis fortwährend verlangt, ohne Italien „aufzurütteln", durch ein unverantwortliches Abenteuer.

★

Aber ich will berichten, was jene junge Genossin mir erzählte. Ich sehe sie noch vor mir: glücklich strahlten ihre Augen, wenn ich sie richtig verstand. Ihre Stimme zitterte vor Erregung und Haß:

„Im Juli 1930 warf Bassanesi vom Flugzeug antifaschistische Flugblätter über Mailand. Was wußte Nordeuropa davon, als es Beifall klatschte? Unendlich viele Arbeiter sind bei dieser Gelegenheit bis heute in Kerkern begraben. Die Armee der Spitzel und Agenten ist verschärft worden, muß Opfer heranschleppen, verhaftet wahllos. Unsere Arbeit", sagt die Genossin, „erlitt nur Schaden. Es wurde noch schwieriger, noch schwerer. Bassanesi alarmierte das Heer der Miliz und Spitzel, aber nicht das werktätige Italien. Wir brauchen keine fremden Abenteurer, die noch nichts von unserer illegalen Arbeit verstehen und uns nur zurückwerfen. Wir haben Flugblätter soviel wir brauchen. Und verlaßt euch darauf, sie werden auch verteilt. Verteilt, nicht unter den Augen der aufgescheuchten Miliz. Wir sprechen auf dem Dorfe mit den Bauern. Wir halten geheime Bauernversammlungen ab. Regelmäßig erscheint unser Parteiorgan „L'Unita" (Die Einigkeit) auf Zigarettenpapier gedruckt. Leicht im Brief zu verschicken. Und hier", sie drückt mir ein Blättchen in die Hand, „ein Zersetzungsflugblatt für die faschistische Miliz. Die Arbeit der Flugblattverbreitung vor Fabriken und Kasernen wird sogar zumeist von uns Genossinnen erledigt; es ist unsere Aufgabe. Wir haben heute unsere Zellen wieder aufgebaut; ob in Verona, Mailand oder Neapel, unsere Idee marschiert."

Unbehindert gelangten die schweren, kostbaren Druckmaschinen während dieser Manöver über die Berge in das Land des Faschismus, um, nach Bosis, aber auf eine andere Art, „den Geist Italiens aufzurütteln". Den Geist des werktätigen Italiens und nicht den Geist der Miliz. Das ist der Unterschied.

Sie erzählt es mit leuchtenden Augen, die zu flackern beginnen.

Und nun, Signor Lauro de Bosis: Muß man sterben? Oder weiterleben und kämpfen? Wir jedenfalls wollen leben, um den internationalen Kapitalismus, den Faschismus sterben lassen zu können!

Das revolutionäre antifaschistische Italien verzichtet großmütig auf die Sensation eines Bassanesi oder auf Lauro de Bosis „dringenden Appell an den König".

Ein kleines Beispiel von den namenlosen Helden der Idee.

Unter schwierigsten Verhältnissen mußten irgendwo in den Alpen wertvolle Druckmaschinen illegal über 2000 Meter hohe unwegsame Felswände geschafft werden. Nach Italien hinein. Manche Tage ging es nur einige wenige Meter vorwärts. Polizei und Spitzel sind wachsam. Die Kugeln der Miliz sitzen locker. Das Netz der Genossen wurde ausgespannt, um die Verfolger abzulenken. Und es gelang.

*

Ein Ablenkungsmanöver: Ein Brief ist von der Schweizer Grenze nach Luino, Italien, zu bringen. Zwei Briefe werden angefertigt. Zwei Männer machen sich auf den Weg, den Todesweg. Einer zu Lande, einer zu Wasser, auf dem Lago Maggiore. Und jeder weiß, ist er in der Schlinge, kommt der andere durch. Weil die Miliz nur einen sucht, wenn sie Lunte gerochen hat. Wer wird fallen? Ein Mann, aber nicht die Sache!

Kaum hat der Kurier zu Wasser italienischen Boden unter den Füßen, wird er verhaftet. Der Brief ist unauffindlich. Er hat ihn beseitigt, weil er darauf gefaßt war. Er spricht deutsch. Die Faschisten holen einen Dolmetscher. Er schweigt. Sie peinigen ihn. Er schweigt. Mann will ihn abschleppen. Da, ein neuer Trick: „Wie Sie sehen, meine Herren, erfahren Sie nichts. Absolut nichts. So nicht. Lassen Sie mich auf einen Schweizer Dampfer, was für mich die Freiheit bedeutet. Aber an Bord, meine Herren von der Miliz, wenn Sie jemals etwas erfahren wollen, werde ich es Ihnen verraten."

Sie überlegen: Bona!

Unser Mann steht auf dem Schiff, auf Schweizer Boden. Daneben liegt das knatternde Motorboot der Faschisten. Ihre Erwartung ist aufs höchste gespannt. Sie haben riskiert. Wird der Mann Wort halten?

Da! Er beugt sich über die Reeling: „Ich kann Ihnen verraten," dabei sieht er nach der Uhr, „daß die Mission, die ich erfüllen sollte, bereits erfüllt ist. Durch meinen Kameraden in Luino."

Er weiß, daß sein Genosse schon wieder auf Schweizer Boden sein muß. Die Miliz weiß nichts; sie hört nur: Luino! Das Boot fliegt herum, im Kurs auf Luino. Das Bugwasser sprühe auf. Unser Genosse weiß: Die Miliz zieht sich auf Luino zusammen. Sie ist beschäftigt. Sehr beschäftigt.

Artur Bürgerlich funkt:

Braunschweig, den 20. Oktober 1931.
Hotel „Zum Braunen Arier".

Der Auf-, Vorbei- und Abmarsch der 100 000 — nur kommunistischer Wahrheitsfanatismus kann von der lächerlichen Zahl von „etwa 30 000 Nazis" berichten — ist vorbei. Die Truppen sind befehlsgemäß wieder in ihre Heimatkasernen abgerückt. Zurückgeblieben sind nur einige Wenige, denen gelegentlich der „Strafexpeditionen" von der begeisterten Bevölkerung zu stürmisch auf die Backen geklopft wurde. Sie kühlen zur Zeit ihre Sitzflächen und, wo vorhanden, edleren Weichteile in den hiesigen Heil-Heil-Anstalten.

Schon beim Einmarsch der 150 000 verhielt sich die Bevölkerung sowohl mustergültig wie das Lachen. Ja, im Gegensatz zu jedem unfeinen Begrüßungsgebrüll war das Volk beim Einmarsch der Braunen schweigsam, eine sinnige, aus dem Namen der Stadt hergeleitete Ovation. Auf seiten der 3. Reichs-Wehr ging man darauf sofort dazu über, der Bevölkerung der Arbeiterbezirke ohne jedes Sonderentree einige mustergültige Parademärsche der Heils-Armee sowie höchst amüsante Steinwurfübungen vorzuführen. Leider gingen infolge der spontanen Begeisterung der Arbeiter hierbei einige tausend Arbeiterfenster in Trümmer.

Von besonderem Interesse war die mit dem Braunschweiger Treffen verbundene Automobilausstellung, auf der man etwa 5000 Kraftwagen aller Rassen bewundern konnte. Der stets sozialistische Eindruck, den die hocheleganten, kapitalen Hunderte pferdigen dem Volke vermittelten, wurde noch übertroffen von einer stolzen Nazikampfstaffel von sechs Bombenflugzeugen, die, wie mir ein Oskar (Ober-Sturmkolonnenadjutanten-Redakteur) erzählte, im Falle eines Falles das werktätige Volk mit Schokoladenplätzchen überschütten sollen. Es ist übrigens zum nächsten Reichstreffen, falls es noch dazu kommt, die Anwesenheit zweier Zeppeline, eines Tankgeschwaders und einer Torpedobootsflottille geplant.

Die Armee der 200 000 Braunhemden hat in den drei Tagen ihres Hierseins 17 458 Tonnen Bier vertilgt, ein Zeichen, daß in unserer SA. der alte Germanenweingeist nachgehalten wird. In den Kreisen der Offiziere wurden natürlich Markweine und Sekt bevorzugt.

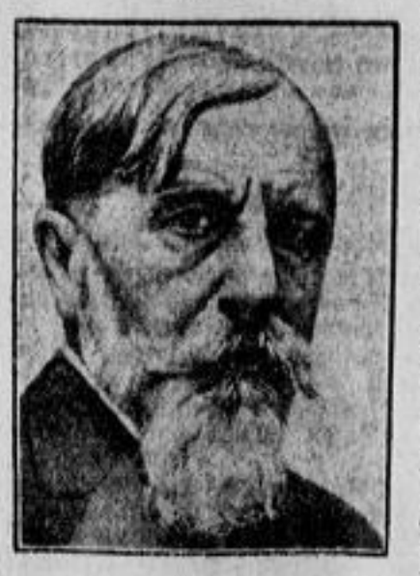
Die Speisenfolge des einfachen, feldmäßigen Offizier-Fehmenüs im Börsenhotel war folgende:

Kraftmeterbrühe
„Heil"butte mit Rechtsschwenkkartoffeln
Ostbraten
Harzburger Käse mit Pumpernickel und Hurradieschen

Das imposante Heer der 250 000 hat nunmehr Braunschweig planmäßig geräumt. Die eigenen Verluste sind gering. Eroberungen wurden nicht gemacht. Die 300 000 haben aber der glorreichen Geschichte der NSDAP. ein neues Ruhmesblatt hinzugefügt: Der Feind verlor zwei Tote und 70 Verwundete. Damit ist das Treffen der 500 000 vorbei.

Artur Schnitzler

Ein fast 70jähriger Dichter des liberalen Bürgertums der schwarz-gelben Monarchie, Artur Schnitzler, starb plötzlich an einem Schlaganfall.



Sein Werk wird ihn kaum überdauern. Seine Frühwerke zeigen den zwar zahmen, aber dennoch zeitkritischen Widerspruch gegen das k. u. k. Bürokratentum der Donaumonarchie, gegen das moralisierende Philisterium und die engstirnige Heuchelei des offiziellen Lebens der 90er Jahre.

Schnitzler, der Arzt war, und zweifellos hinter die Kulissen jenes gesellschaftlichen Systems sehen konnte, das ein ungeheures Elend und die undenkbarste Verknechtung großer Völker mit dem falschen Zauber einer Wiener Operette zu verdecken suchte, hat sich gehütet, über das Maß einer salonfähigen Kritik hinauszugehen. In seiner Aerztetragödie „Professor Bernhardi" wagte er sich wohl am weitesten mit seiner Gesellschaftskritik. Im „Leutnant Gustl" gab er eine für die damalige Zeit immerhin beachtenswerte Satire des später von Haczek im Schwejk konsequenter verewigten Typ des Untertanen im Offiziersrock. „Reigen" hat noch bis zuletzt das Aergernis aller Puritaner erregt und gehört wohl zu seinen bekanntesten Stücken.

Aus der großen Reihe von Schnitzlers Werken sind am verbreitesten „Anatol", „Liebelei", „Der Weg ins Freie" und die von Elisabeth Bergner verniedlichte „Fräulein Else". Immer wieder sind es Kaffeehaustypen, Gelehrte, mondäne Frauen, Offiziere, kurz: „die besseren Leute". Er bleibt bis zuletzt — selbst da, wo er sie mit leichter Selbstironie bespöttelt — in ihre Atmosphäre gebannt und weiß aus der Isolation seiner Schreibstube kaum etwas von den geschichtlichen Vorgängen der Zeit, vom Zusammenbruch der alten Welt.

Seine letzte Arbeit, die eben bei S. Fischer erscheint, heißt „Flucht in die Finsternis". Dieser Titel könnte als Motto für Entwicklung und Ende Artur Schnitzlers gelten, der aus kritischen Anfängen sich dem Milieu, das er angriff, angleicht und schließlich darin untertaucht. Er flüchtete in die milde, haltlose Resignation eines schöngeistigen Skeptikers.

Bi.

Sie begraben die SPD.

In den Tagen vor der Hamburger Bürgerschaftswahl marschierte eine Gruppe kommunistischer Kinder durch die Straßen, die manchen Spaziergänger veranlaßte, stehenzubleiben und dem sonderbaren Zug mit den Blicken zu folgen. Die Kinder hatten sich aus Kistenholz einen Sarg gezimmert, ihn mit Resten schwarzen Tuches umkleidet und auf ihm mit weißen Buchstaben aus Papier die Inschrift befestigt: „Wir begraben die SPD.!" Als die Kinder aber in eine größere Straße einbiegen wollten, nahten von der anderen Seite vier Polizisten, die mit großen Schritten auf die Gruppe zukamen. Die Kinder rissen aus, was das Zeug halten wollte und ließen den Sarg im Stich. Was blieb den Polizisten übrig als ihn aufzunehmen und fortzutragen zur nächsten Wache. Sie erregten gewaltiges Aufsehen. An jeder Ecke trug ein Beamter, und auf dem Sarg zwischen den Vieren leuchtete immer noch die Aufschrift: „Wir begraben die SPD.!"

Der Bezirksvorstand der Sozialdemokratischen Partei soll sich beim Polizeisenator beschwert haben.

Steinhardt: „Arbeiterin an der Weißnähmaschine"

Ausstellung „Frauen in Not"

Aus dem Oktoberheft des „Weg der Frau"

Schupo hört Moskau

Das Interesse für den Moskauempfang ist anscheinend auch bis in die staatserhaltenden Organe gedrungen. Die Berliner Ortsgruppe des Freien Radiobundes „Prenzlauer Berg" hatte in den Berolina-Festsälen zu einem öffentlichen Moskau-Empfangsabend geladen, zu dem nicht nur etwa 300 Rundfunkteilnehmer aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung, sondern auch ein Polizeihauptmann mit acht Polizisten und einem „Zivilbeamten" erschienen waren. Es ist erfreulich, daß die Polizisten Gelegenheit hatten, einem Moskauempfang persönlich beizuwohnen. Wir können es auch verstehen, daß dem Hauptmann, der augenscheinlich vorher nicht daran gedacht hatte, daß Polizisten auch Ohren haben, die man nicht gut verstopfen kann, diese Tatsache auf die Dauer unangenehm wurde. Er benutzte eine Störung in der Lichtleitung dazu, die Fortsetzung des Moskauer Empfangs zu verbieten.

Daß der Empfang irgendeiner Station durch Polizei verboten werden kann, ist, trotzdem wir vieles gewohnt sind, immerhin neu in der Geschichte des „völkerverbindenden" Rundfunks.

Verantwortlich: Wilhelm Pankow, Berlin.